

Urszula Honek: „Die weißen Nächte“

Die Sonne geht hier langsam unter

Von Nico Bleutge

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 06.03.2025

Dorfroman als Anti-Idylle: Urszula Honek beschreibt das Leben in der südpolnischen Provinz in all seiner Trostlosigkeit. Ihre Figuren sind Versehrte und denken fortwährend an die Toten, sie kennen aber auch Reste von Hoffnung.

Wenn ein Mensch stirbt, muss man ihm etwas mit in den Sarg geben. Am besten eine Uhr – damit die Toten die Zeit bis zum Treffen mit den Lebendigen messen können. Oder Spielkarten, vielleicht auch Zigaretten, es soll ihnen ja nicht langweilig werden. So erzählt es die Großmutter ihrer kleinen Enkelin gleich zu Beginn dieses Romans. Und bevor das Mädchen nachfragen kann, fährt sie fort:

„Man soll die Toten auch im Jenseits nicht provozieren. Und ein Glöckchen ist gut, damit wir sie in der Finsternis finden können, denn wer weiß, ob wir sie nicht gerade nachts suchen müssen. Auch ein gemeinsames Foto, man kann ja nach Jahren vergessen, wie der Mann oder die Frau ausgesehen hat, obwohl man immer sagt: ‚Ich werde dich nie vergessen.‘“

Schartige, trostlose südpolnische Provinz

Die Erinnerung an die Toten ist allgegenwärtig in Urszula Honeks Geschichten. Wie ein Schatten begleitet sie das Denken und Fühlen der Menschen in dem kleinen Ort Binarowa. Es ist jene „Welt hinter Dukla“ am Rand der Karpaten, die einst Andrzej Stasiuk mit seinen Büchern berühmt gemacht hat.

Ähnlich wie Stasiuk beschreibt Honek die schartige südpolnische Provinz in all ihrer Trostlosigkeit. Und sie holt ebenfalls Zwischenzustände in die Sätze, das zerfließende Licht der Dämmerung etwa, das die Konturen auflöst und den Dingen ihre Bedeutung nimmt. Doch wo Stasiuk den Blick in Richtung Sonnenaufgang wendet und immer wieder kleine Epiphanien entfaltet, interessiert sich Honek für die Dunkelheit und für das Leid und die Bruchlinien in den Biographien der Menschen:

„Die Sonne geht hier langsam unter, nicht, dass es ruck zuck dunkel wäre und man die Hand vor den Augen nicht mehr sieht. Am Anfang verschwinden die Bäume in der Dämmerung, dann die Dächer, die Fenster, die Menschen, und am Ende die Kühe auf den Feldern. Die

Urszula Honek

Die weißen Nächte Roman in 13 Geschichten

Aus dem Polnischen
von Renate Schmidgall

Suhrkamp Verlag, Berlin

171 Seiten

23 Euro

Welt wird rot, als hätte sie Feuer gefangen. Das macht einem Angst, aber hier und da kommt ein Dunkelblau durch [...]. Und gleich flattert das Herz weniger.“

Das Leben der Menschen bezeugen

In diesem Anfangsabschnitt des Romans leuchten schon einige seiner Motive und formalen Eigenheiten auf. Die Bedeutung der Nacht und die ländliche Szenerie zum Beispiel, die Anwesenheit von Tieren, aber auch das Feuer in all seinen metaphorischen Nuancen, von der lebensspendenden Kraft bis zum Medium der Vernichtung. Dazu ein Bewusstsein für die Sorgen und Ängste der Menschen und für die Hoffnungsreste in ihren flatternden Herzen. Zugleich erlebt man Honeks Kunst, mit Atmosphären und Farben zu spielen.

„Roman in 13 Geschichten“ nennt sich das Buch im Untertitel. Und tatsächlich hat Honek lauter kurze Erzählungen gebaut, von denen jede für sich lesbar ist. Gleichzeitig sind sie aber Fragmente eines Romangesammlers, die sich kommentieren oder hinterfragen und Geschehnisse und Familien aus ganz unterschiedlichen Perspektiven zeigen. Da gibt es Andrzej und seine Freunde, die als Holzfäller und Schlachter ihr Geld verdienen, mit gebrochenem Herzen dem Suff verfallen oder an der eigenen Bereitschaft zu Gewalt zugrunde gehen. Da gibt es die in die Jahre gekommenen Geschwister Hanna, Maria und Zosia, die alle auf ihre Weise versucht haben, dem Dorf zu entfliehen. Maria spricht mit den Toten, Zosia schweigt nur noch. Oder Andrzej's Schwester Henia, deren Liebe zu dem Fremden Mirek entflammt, als die beiden ein Schwein töten. Aber im Rückblick fällt ihr meist nur der Moment ein, als er ihr sagt, es sei alles aus:

„Du stehst da und schaust, und du denkst dir: Daran werde ich mich ewig erinnern. Aber später weißt du nur noch: Es war Winter, die trockenen Äste bogen sich unter dem Schnee und waren so schwarz, dass man hätte denken können, sie wären extra für diesen Augenblick angekokelt worden.“

Die Welt wird rot, als hätte sie Feuer gefangen

So ähnlich wie mit der Erinnerung, die nach und nach zusammenschrumpft, verhält es sich mit den titelgebenden weißen Nächten, wenn die Landschaft von Schnee bedeckt ist:

„Eigentlich weißt du, dass die ganzen Felder weiß sind, aber das Auge muss sich daran gewöhnen. Überall ist es schwarz, und du suchst mit dem Blick das Haus der Nachbarn am Wald – schlafen sie schon oder nicht, waschen sie sich gerade?“

Die kleine Wahrnehmungsskizze erzählt auch etwas über Urszula Honeks Poetologie. Mit genauem Blick sucht sie im Dunkel der Landschaft ebenso wie im Inneren der Figuren nach Formen und leuchtet mit ihrer Sprache immer nur einzelne Bereiche aus. So erzeugt sie eine große Offenheit, die nie etwas nebulös Unklares hat, vielmehr markiert, wo die Grenze zum nicht Erzählbaren verläuft. Konflikte, bis hin zu Verbrechen, werden nur angedeutet, Affären verschwiegen. Schmerzen und Verletzungen, die oft bis in die Kindheit zurückreichen, können durch kurze Bemerkungen für Momente an die Oberfläche des Bewusstseins geholt werden. Auch die Historie schießt in solch unscheinbaren Einsprengseln in die Geschichten: Ein ehemaliger Milizionär will nur noch „Herr Polizist“ genannt werden. Unter den Kriegstoten auf dem Friedhof, heißt es einmal, liege auch ein Deutscher.

Die Grenze zum Erzählbaren

Renate Schmidgall schmiegt sich in ihren Übersetzungen kunstvoll an die unterschiedlichen Erzählsituationen, Satzrhythmen und Tempi der Mini-Erzählungen an. Für die vielen umgangssprachlichen Wendungen findet sie gleichfalls plausible Varianten.

Der Dorfroman als Anti-Idylle hat in der polnischen Literatur eine lange Tradition. Doch Urszula Honek gelingt es auf großartige Weise, andere Linien in ihre Erzählungen einzuziehen, einen Blick für Details der Psyche oder ein Spiel mit magischen Momenten, das zuweilen an den großen Mythenzauberer Bruno Schulz erinnert. Nicht nur die Hunde können hier Geister wittern. Die Felder sind eigentlich weiß. Und die Angst vor den Toten hat immer auch etwas von Fürsorge an sich: sich von Menschen zu verabschieden und zugleich ihr Leben zu bezeugen.